Für Stephan Hermlin

Das Angenehme an ihm ist die Ruhe, die er ausstrahlt, das Bedachtsame, Beherrschte; keine Spur von Fahrigkeit, von unnötiger Aufgeregtheit: ein Mann, auf den Verlaß ist und dessen Rat man befolgen darf, unbesorgt. Dabei ahnt, wer ihn kennt, welch innere Kraft es ihn kostet, sich zu zügeln; er kann sehr zornig sein, und man hört es dann, hat man ein Ohr dafür, an dem metallischen Beiklang der Stimme und sieht es an dem Zug um den Mund, der in solchen Momenten strenger wirkt als sonst. Doch immer noch bleibt die große Geduld, äußerlich wenigstens. Da ist einer, der sich selber in der Zucht hat: aristokratisch nicht nur die Manier, auch etwas im Wesen.
Er ist zwei Jahre jünger als ich; die Relationen der Zeit verkleinern den Unterschied ständig. Trotzdem erscheint er mir heut wie am ersten Tag, da ich ihm begegnete: ein Jüngling, und ich beneide ihn darum. Nur sein Haar wurde weiß und das Gesicht um ein weniges schmaler, und mitunter ist da ein Hauch von Melancholie; so viele Gedanken geformt, so viele Sätze gefeilt, so viele Kämpfe bestanden, und dennoch die Niederlagen.
Aber auch ein paar Siege – mitten im plumpen Lärm, für die Sensibilität; mitten in grober Gewalt, für die Gerechtigkeit; mitten im kalten Krieg, für den Frieden. Und die Bücher: die Prosa, die ziselierte, die Verse, die formvollendeten, eigene wie übersetzte. Wie er da hingeht, glaubt man, bei ihm ist mehr als bei anderen seiner Zunft, das Leben selbst, ein Gedicht. Mit schwierigen Passagen, gewiß, aber nicht ohne Harmonie.

Stefan Heym, Sinn und Form, Heft 2, März/April 1990